

Est. A-14996

pd.

Miscellen

von

J. Faber.



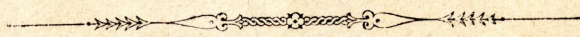
Motto :

„Es irrt der Mensch, so lang er strebt.“

Goethe.

Tartu Riikliku Olikeoni
Raamatukogu
~~63088~~

M. 22.



Reval, 1877.

Gedruckt bei W. Kentmann.

Von der Censur gestattet.

Reval, den 28. Juli 1877.

Est. A



35248

Vorwort.

„Salutandi sunt, hi et hae, qui et quae salutari volunt!“
Dieser Gruß möge die wenigen nachfolgenden Blätter einleiten und damit gleichzeitig andeuten, daß diese, für einen engeren Leserkreis bestimmt, weit entfernt sind, als literarische Novität der Welt angehören zu wollen. Vorzugsweise dachte ich mir im Geiste meine Blutsfreunde, Lehrer, diejenigen, mit denen mich ein kameradschaftliches Verhältniß verband und mir wohlwollend und freundlich Gesinnte aus meinem ausgedehnten Bekanntenkreise als gegenwärtig, um vor denen Zeugniß abzulegen von dem Erdenwallen eines mit künstlerischen Sinnen ausgestatteten, doch ohne ausgesprochenes Talent strebenden Geistes. Bei der uns mangelnden Kunstpflege, die selbst in den gebildetsten Kreisen nur sporadisch vorhanden und wohl schwerlich die Künste populär machen oder gar zu einem Nationaleigenthum erheben wird, werden diese Zeilen vielleicht auch den Zweck erreichen, manchen zur Erkenntniß zu führen, daß zur harmonischen Entwicklung der socialen Interessen und zum Wohle der Gesamtheit die Kunst in hervorragender Weise mitwirkt und nicht einzig zwischen Wissenschaften oder materiellen Berufsarten die Wahl gegeben ist. Gleich der Religion ist die Kunst, seien

es nun redende oder bildende Künste, ein tiefes Bedürfniß und eine mächtige Wirkenskraft unserer intellectuellen Kräfte und verdient als drittes und vielleicht als edelste, jedenfalls zarteste Blüthe der Menschheit deren besondere Pfllege. Gerade der Mangel einer tieferen ästhetischen Durchbildung, die in ihren ersten Ursachen und ihrem Endzweck mit der Ethik zusammenfällt, erklärt wohl auch am ehesten die Kühle unserer Tage für Letztere, beide jedoch, sowohl die Kunst- als Tugendlehre, wecken in uns Seelenregungen zum Streben nach absoluter Vollkommenheit.

Wie sie die edelsten Früchte schöner Menschlichkeit enthalten, so auch die lautersten Elemente zur Erziehung des Menschengeschlechts. Von Beiden mir die ersten Begriffe anzueignen, war ich unter den allernünftigsten Verhältnissen stets bemüht; ja, es scheint fast ein Anachronismus zu sein, sich mit der nothwendigen weihewollen Sammlung in diese zu versenken. Documentiren die nachfolgenden Versuche, daß, nach Lessing, durch sichtbare und hörbare nacheinanderfolgende Zeichen auch wirklich nur das in der Zeit Successive und nicht das Stabile und Coëxistirende im Raume zum künstlerischen Vorwurf gewählt werden soll, ohne an der Schwierigkeit der Darstellung zu scheitern, so müssen diese Grenzen fortfallen, wo sie die Bedeutung einschränken. Hier ist aber die Bedeutung, in einer kunstvollen Sprache den Kunstsinne zu erschließen. Es sind absichtlich kleinere und verschiedenartige Abhandlungen aneinandergereiht, um zu zeigen, wie viel Objecte allenthalben unsere Denktätigkeit als künstlerischen Vorwurf nützen kann. Gelingt es, andere zur

Nachfolge zu bestimmen, die mehr Muße und Capacität zum künstlerischen Schaffen besitzen und solchen zur unverdrossenen Fortbildung auf schöngeistigem Gebiete für das Gemeinwohl Muth zu machen, so würde mir der schönste Lohn für mein Bemühen.

Möge somit nach der Mannigfaltigkeit des Stoffs auch der mehrfache Zweck dieser Schrift erreicht werden und dieser im Uebrigen eine freundliche Aufnahme gewährt sein.

Denen aber, die mir bisher mit Rath und That Beistand gewährt, dankt hiermit, wie insonderheit seinen geliebten Eltern, Herrn Gutsbesitzer Gotthard Faber und Frau Cornelia Faber, geb. von Seck,

Reval, den 22. Juli 1877.

Der Verfasser.

Schulerinnerung.

Der Geburtstag des Alten.

Der Vorabend.

„Ha, wird das ein flotter Tag! Jungens, morgen ist des Alten Geburtstag; das wird wieder „fabelhaft“ flott hergehn!“ riefen die jüngeren und die lebensfroheren der älteren Schüler. Der „Alte“, so wurde unser Director genannt. Auch ihn freute es, seine Schuljugend tüchtig rumoren und handtiren zu sehen. Er drückte dann gerne beide Augen zu; wußte er doch, daß kein gemeiner Streich vorkam und weder die jüngeren noch die älteren Schüler je solches geduldet hätten.

Mancher Pedant mag wohl den Kopf dazu geschüttelt haben; doch sah er dann die Schuljugend, wie ihnen die Freude hell aus den Augen leuchtete, so war auch der überwunden.

Tische und Bänke wurden hoch aufgethürmt, einige Klassen gänzlich geleert. Wo am Tage vorher an Lateinisch und Griechisch schwer gekaut worden war, wurden langgestreckte Tische aufgeschlagen, die reichlich mit irdischen Speisen aller Art versehen waren. In einer Klasse wurde besonders lebhaft gezimmert und gehämmert; es galt die Herrichtung einer schnell improvisirten „Bretterwelt“. Die „Schillergarderobe“ gab ihre Schätze her, es waren die sorgfältig aufbewahrten Reliquien vom Schillerfest, das zu Ehren der Säcular-Feier des großen Dichters auch hier durch Aufführung der „Glocke“ und „Wallensteins Lager“ verherrlicht ward. Das etwa Fehlende half der Erfindungsgeist

herbeischaffen. Kurz, es ging. Und noch am selben Abend wurde auf der Bühne eine Probe abgehalten vor einer auserlesenen Schülerzahl, die einen besonders ausgeprägten Kunstsinne besaß. Doch nur Wenige kümmerten sich darum; Jeder strebte eine kleine Excursion, frei von beobachtenden Blicken des Lehrers, zu machen. Viele gingen in die Conditoreien, rauchten und sprachen mit großer Würde bei einem Glase Wein Ernstes und Heiteres. Von den kleineren Schülern hatten einige schon ihren Freiheitsdurst oder, besser, Hunger gestillt, wenn sie Condos Kuchen oder einige Pfund Weißbrot und Etliches am importirten Käse vertilgt hatten. Ja, es kam zu lebhaften Debatten über den „Gäutgüt“ der verschiedenen Käsearten. Das kleine Städtchen, in dem sich die Pension befand, wurde ganz aus seinen Falten gebracht. Die Schüler waren fast ausschließlich Sprößlinge des güterbesitzenden Adels. Jeder hatte die Erlaubniß, seine nächsten Anverwandten zu dem Feste einzuladen, und die Zahl der Herren wurde noch häufig sehr vermehrt durch einen starken Zuschuß von Studenten. So kamen denn Eltern und Geschwister, Basen und Cousinen von Nah und Fern in solid gearbeiteten großen Kutschen zum Feste; und die vier-spännigen, schweren Gefährte machten dem edlen Magistrat oft um Kopf und Busen bang. War doch die Conservirung des Straßenpflasters eine ihrer verwickeltsten Aufgaben, und jetzt wurde manches verdrießliche Loch hineingefahren. Ja, ja, die edlen Rathsherren schauten grimmig drein, daß sie hierbei ganz unbefragt blieben. Und wenn die „Kettenhunde“, wie die Zöglinge in der Stadt genannt wurden, frei kamen, so ließ sich nicht gern der einzige Polizist mit rothem Mützenrande sehen, und der Spieß des Nachtwächters verzog sich ins Unsichtbare.

Zum Abendgebet sammelt sich wieder die zerstreute Schaar. Viele erschienen nur, um desto sicherer später zu verschwinden.

Zur Ruhe kam man wohl noch lange nicht. Man sprang aus den Betten, wenn die Luft rein war, und wieder zurück, so wie der beaufsichtigende Lehrer kam. Endlich war auch die Nacht überstanden, und das Frühroth des lang herbeigesehnten Tages färbte den herbstlichen Himmel.

Der Morgen.

Auf, zum Ständchen! ertönte der Ruf am Morgen des 5. Octobers. Auf diesen Tag fiel das Wiegenfest unseres „Alten“, der, trotz stets vermeintlich erlittenen Unrechts wohl von allen Zöglingen hoch verehrt und geliebt wurde. Die Mittel zum Feste beschafften die Schüler zum Theil selbst durch lang vorhergegangene Collecten, doch fiel dem Director ausschließlich die Aufnahme der Gäste zu. Was kümmerten Ausgaben! War doch Alles eitel Freude und zwar recht unverdorbene jugendliche Freude!

Der „Alte“ war sehr matinal, nur heute ging ihm diese Eigenschaft gänzlich verloren, und er mußte sich in das unfreiwillige Geschick ergeben, durch das Ständchen erweckt worden zu sein. Da haperte es nun oft. Viele Sänger hatten sich zu ihren Eltern ausgebeten, und statt um fünf, konnte oft erst kurz vor sieben Uhr der Gesang, meist ein vierstimmiger Psalm und Choral, beginnen. Unser Musiklehrer war ein echter, kerniger Deutscher, der seinen Taktstab gut zu handhaben wußte und mit geringen Kräften viel leistete. Die beliebte Schubert'sche Capelle rückte an den Posaunen; es erhob sich der Gesang und wurde bis zum Schluß immer vortrefflich ausgeführt. Da öffnet sich die Flügelthür. Der Alte hat bereits seine Familie begrüßt und den Geburtstagstisch schmunzelnd in Augenschein genommen. Jetzt kam die Reihe an uns. Jeder, und wir waren über hundert, bekam einen mannhaften Händedruck und einen herzhaften Kuß. Das muß ein schweres Stück Arbeit für den Herrn Director gewesen sein, — drum ging es denn auch sofort zur Leibesstärkung. Heute erhielten sämtliche Schüler statt der Milch aromatischen Mokka-Kaffee und Jeder ein immenses Stück Weißbrot und Gelbbrot, gewürzt mit obligaten Mandeln, Rosinen und Corinthen. Nur die Musiker durften sich noch nicht laben. Sie bereiteten durch Aufspielen anmuthiger Tänze auf das Kommende vor. Die jüngeren Schüler steckten, was sie nicht verzehren konnten, zu sich, und so hatte der Kaffee ein Ende. Ha, was war's jetzt für eine Lust! Wie könnte es nur erzählt werden! Es traf sich fast stets, daß am fünften October das Eis versucht werden konnte. Einige bewaffneten sich mit Schlittschuhen, um die

Wintersaison zu eröffnen, brachen jedesmal ein und kamen pudelnach nach Hause, um es ganz bestimmt im folgenden Jahre ebenso zu machen. Wer konnte, schwang sich auf's Kopf. Andere bestürmten Schuhmacher, Schneider und Kaufläden und geberdeten sich recht ungeduldig. In den oberen Klassen wirbelten würzige Dpferdüfte zum Fenster hinaus; es wurde am Bowle-Kessel gemischt, und gelegentlich ergoß sich das brennende Naß auch über seine engen Grenzen. Jeder hatte oder machte sich was zu schaffen, und wenn nicht mehr, so gab er im Vorübergehen seinen Kameraden einen wohlgemeinten Knuff oder lief und sprang juchzend und pfeifend durch alle Räume. Es war wirklich „fabelhaft“ flott, Jungens! So vergingen auch endlich die Vormittagsstunden, und es erschienen bereits die ersten Gäste.

Der Mittag.

Endlich war Alles zurechtgerückt, Alles herbeigeschafft; und die freundliche Lebensgefährtin unseres „Alten“ hatte in ihrer Empfangstoilette nochmals mit befriedigendem Lächeln das Werk ihrer Kobolde und ihres Gesindes gemustert.

Weindüfte und Cigarrenrauch erfüllte den Empfangssaal der Herren. In grünen Römern funkelte goldener Rheinwein; und Gläsergeklirr brachte fast unausgesetzt die Luft in gefällige Schwingungen.

Die oberste Classe Selecta gesellte sich zu den Gästen, es folgten die übrigen der Reihe nach. Das Hoch wurde gesungen. Es kamen die unteren Classen; und Jeder bekam ein süßes Glas Muscat-Linell. Die Gemächer der Damen erfüllte lebhaftes Geplauder. Die Zeit rückte immer schneller vor. Es drängte zur Generalprobe mit Instrumentalbegleitung. Die Damen verabschiedeten sich; und wer von den Herren übrig geblieben, nahm Theil an der Theatervorstellung, zu der nur Herren und alle Schüler der Anstalt, sowie das ganze Hansgesinde Zutritt hatten. Auch hier verlief Alles nach Wunsch. Es war gut geübt und das Stichwort tüchtig eingepaukt. Regisseur und Souffleur war einer unserer Lehrer, der fast den ganzen grünen, recht umfangreichen Souffleurkasten mit seinem edlen Selbst ausfüllte. Nachdem durch Worte Beifallsbezeugungen kundgegeben waren, ging

es zur Tafel. Es trat eine Windstille ein; und Jeder sammelte Kräfte oder bereitete sich sonst zum Abend in würdiger Weise vor. Fracks wurden hin und her probirt und gepufft; Letzteres geschah meist von Seiten der Studenten, die ihren Acht- oder Sechsspänner nicht mit unnützem Ballast hatten befrachten wollen. Man engagirte vis-à-vis zur betreffenden Française; zur Anglaise wurden Touren besprochen und dazu vorbereitet. Die Damenzimmer neben dem großen Saale wurden mit phantastischem Reiz sorgfältig ausgeschmückt; und der Durchweg weiße Estrich in allen Zimmern mit Talk bestreut. Thüren und Fenster standen der Zugluft offen; Kronleuchter und Lampetten waren ihrer Hülle beraubt, gestäubt und mit Lichten versehen, schließlich in einer Ecke des großen Saales ein erhöhter Orchesterstiz hergerichtet und die Wände ringsum mit Stühlen versehen. Es war 5 Uhr Nachmittags. Einige Equipagen fuhren vor, und es gab so viel zu thun. Man eilte, man überstürzte sich; Alles war angepaßt und nichts wollte passen. Man fragte, wer Alles käme, berieth und überlegte Feldzugspläne; kurz, Alles deutete auf ein wichtiges Unternehmen, und das Ballfieber begann schon zu wirken. Es sammelte sich ein reicher Blumenflor. Schönheit und Amnuth begannen in lebensvollen weiblichen Gestalten ihre Macht auf jugendliche Herzen geltend zu machen. Es füllte sich der Empfangsmaal mehr und mehr. In langem Beduin und schwanenweißer Balltoilette wogte es hin und her. Man war kaum fertig, lief zur Thüre, spähetete, lief zurück und besserte noch an sich durch Zupfen und Zerren. Wo es was anzustecken gab, verbog die Stecknadel oder stach tief ins Fleisch. Kurz, neckische Kobolde schienen jeden Erfolg vereiteln zu wollen.

Schon hatten die Damen den Thee eingenommen und eilten zur Theatervorstellung. Die Ruhe war für eine Stunde wieder hergestellt. Man musterte sich gegenseitig. Einer zog den Andern auf. Das letzte gute Paar Handschuhe wurde probirt und riß nicht. Der kleine Handspiegel zeigte ein recht frisches, munteres Gesicht und einen sauberen weißen Schlips. Nun ging man kampfesmuthig und siegesbewußt im Ballsaal auf und ab und schwazte Unsinn, um seine Erregung zu verbergen. Andere erkünstelten eine mög-

lichtst nachlässige Haltung. Die Stearinkerzen wurden angesteckt. Da — „das Theater ist aus!“ Es war nur ein kurzer electrischer Schlag, der sich gleich legte. Man bildete im Empfangszimmer Spalier. Die Musikanten eilten herbei und bestiegen ihr Pein-Gerüst. Die ersten Damen wallten angemessenen Schritts durch die Reihen. Alles still; kein Laut hörbar. Der Ball-Anführer gibt das Zeichen; der Tusch erschallt und das Ballfieber ras'te; das Herz stockte; die Pulse flogen. Die Damen haben sich bereits im Saal versammelt; die Herren und Schüler drängen nach. Der Tusch schweigt. Die Instrumente werden noch leise nachgestimmt und die Notenblätter rascheln. Man hört nur leise flüstern und sieht sogar angstbleiche Gesichter. Der Anführer, ein Schüler der obersten Classe, gibt ein Zeichen, ihm folgt ein Gefährte. Die Musik beginnt mit einem Walzer, und eröffnet ist —

„Der Ball“!

Ja, lieber Leser, hast Du das Glück gehabt, in Deiner Jugend Dich ein ganzes Jahr vorher auf ein harmloses, fröhliches Fest zu freuen, zu dem Du selbst Alles herbeischaffst, zu dessen Erfolg Dir nach Möglichkeit mitzuwirken gestattet ist, das ganz Dir und Deinen Kameraden angehört, so wirst Du Dir das Ballfieber, die wechselnde Beklemmung und Spannung, das Pulsiren und Stocken des Blutes erklären können.

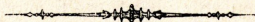
Alle Räume der großen Pension sind gefüllt. Die älteren Herren weiden in weitabliegenden Zimmern ihre silbernen Schäflein auf grünen Wiesen und poculiren herzhaft dazu. Die erwachsenen Schüler sind abwechselnd im Ballsaal, dann in der Classe, um ein frohes Burschenlied zu singen, zu bechern, sich ihre gehabtten und noch vorhabenden Triumphe mitzutheilen. Was aus der Stadt sich am Feste in der Anstalt nicht betheiliget, befindet sich draußen. Alles will daran Theil haben. Die kleineren Schüler laufen hinaus und reffeln mit den draußen Stehenden. Letztere erlauben sich schlechte Späße und nehmen dafür oft ein blaues Auge als Ballauszeichnung mit nach Hause. Die kleineren Bengel, die gewöhnlich die erste Ursache zu solcher außerordentlichen

Action sind, stellen sich im Innern auf Raub aus, wenn's draußen nichts zu thun gibt. Tanzen, Trinken, Rauchen müssen sie den Größeren überlassen; sie entschädigen sich durch Limonade und „Fressalien“. Was für die Erwachsenen bestimmt ist, wird „gestürzt“, trotzdem Jedem reichlich von Allem geboten wird. Wehe dem herumtragenden Diener, der, nichts ahnend, in Hinterhalt geräth; die kleinen Sprühteufel, die überall Wache halten, machen Tabula rasa, bis die älteren Schüler einschreiten.

Der Ball geht unter abwechselnden Rundtänzen, Française und Mazurke vor sich, nur unterbrochen vom Soupée. Jetzt folgt die Anglaise. Wie viel Herzeleid wird da verursacht, wie viel unverhofftes Glück ausgestreut in den verschiedenen Wahltouren mit Schleifen, Bouquets &c. — —

Bald sind die Lichte herabgebrannt. Schon werden Equipagen bestellt. Man überredet vergebens zu bleiben und befließigt sich der zartesten Aufmerksamkeit. Die ersten Reime zur Liebe sind ausgestreut; aber auch kleine Intriguen werden gesponnen.

So enden auch diese Leiden und Freuden. Unser hochverehrter „Alter“ hat sich im Rahmen der Saalthüre postirt, ein ganz sicheres Zeichen für die Schuljugend, das Vergnügen einzustellen. Es wird mehr conversirt als getanzt. Einige verabreden mit den Musikern, ihre Damen durch traute Melodien in sanften Morgenschlummer zu wiegen; und in einer halben Stunde gleicht der Saal einer verödeten Wahlstatt, übersäet mit Bändern, Schleifen, entblätterten Blüten und welken Blättern.



Blätter aus meiner Briefmappe.

TÜ Raumate

Gestern machte ich einen Ausflug im milden Glanze der nächtlichen Himmelslichter, um den Frühling in Zarsskoje-Selo zu bewillkommen.

Das Kaiserliche Palais zeigte sich in magischer Beleuchtung wie ein Feenschloß aus dem Zauberreich des Orients. Es umschließt von drei Seiten einen weiten kiesbestreuten Hof; die Ecktürme zieren Goldkuppeln im byzantinischen Styl; der Ton des Ganzen ist im lichtesten Grün gehalten, von dem sich düstere, dunkelbraune Säulen und Ornamente abheben. Dieses, vom Mondlicht umflossen, das auf den vielen, großen Fenstercheiben glitzerte, mußte die Phantasie in das farben-glänzende Reich der Träume wiegen.

Aus einer derartigen Stimmung weckten mich die Strahlen der lachendsten Maisonne. Ich begab mich in den Park, um die Sinne im frischen Morgenthau zu baden. Das Geäste der Bäume umhüllte erst ein leiser grüner Flor, doch die saftigen grünen Rasenflächen dehnten sich vor mir wie ein aufgerollter Teppich von geschoorenem Sammet, die blaue Spiegelfläche eines kleinen Sees umschließend. An dem einen Ende des langgezogenen Sees steht eine muhamedanische Moschee mit vergoldeten Thürmen, vom Hofe einst zum Bade benutzt, gegenüber ein Pavillon mit Statuen. Ein steilabfallender Hügel trägt zwei Brücken, von denen eine mythologische Figuren schmücken und die andere buntbemalte Figuren in drolliger Positur, die wunderlichen Söhne des Reichs der Mitte darstellend, daher sie den Namen chinesische Brücke führt.

Von den vielen Statuen, die allenthalben aufgestellt und bis auf die Letztgenannten im glänzendsten Schwarz prangen, muthete mich vorzüglich an, die Darstellung eines jungen Mädchens, die, auf einem Felsstein kniend, tief betriibt auf ihren zerbrochenen Krug schaut, dem das eben geschöpfte Wasser eilig entströmt.

Meine Wanderung aufnehmend, erreichte ich nach längerem Spaziergang Pawlowfsk.

Der sehr ausgedehnte, hügelige Park, welchen ein Fluß in mannigfachen Windungen durchschneidet, sowie Theater und Concerte, die dort im Sommer abgehalten werden, üben eine besondere Anziehungskraft auf die Residenzbewohner. Das Schloß soll von Kaiser Paul, dessen Statue im Hofe errichtet ist, gebaut worden sein und gegenwärtig dem Großfürsten Konstantin gehören.

Die lieblichste Idylle ist daselbst der Rosenpavillon mit dem vorliegenden Schwanen-See. Mit zartem Hauch breitet sich ein Zug wehmüthiger Melancholie darüber aus, wozu nicht wenig die stummberebten Bewohner des Sees, zehn weiße Schwäne und das Schwanenhäuschen auf schattiger Insel, beitragen.

Gegründet ist der Rosenpavillon zur Ehrenfeier des siegreichen Einzugs Kaiser Alexanders I. in Paris. Das Innere hat des Czaren Mutter, Maria Feodorowna, sinnig ausgeschmückt und bietet in Zeichnungen, Malereien und Stickereien Gelegenheit, den regen Kunstsinne der Kaiserlichen Mutter zu bewundern.

An Wänden, Tischen, Lustren, in allen Ecken und Flächen schauen aus grünen Blättern rothe und weiße Rosen hervor, zu deren wirklichen Leben freilich die Seele, der zarte Duft fehlt, den der poetische Zauber ersetzt, der den See und Pavillon umwittert.

Juni 1876.

Viele sehnen sich hinaus, um ihren Kunstsinne an fremden Werken zu bilden und zu beleben, ohne zu wissen, wie viel malerische Landschaften der baltische Küstenstrich*) und welche Kunstwerke die Umgebung Petersburg bietet.

In der Umgebung Petersburgs wäre in erster Reihe das Schloß Alexandria in Neu-Peterhoff zu nennen. Von der Hauptstadt aus ist es zu Wasser und zu Lande pr. Dampf schnell zu erreichen. Ich benutzte das wasserfurchende Dampfboot und erreichte den Landungsplatz in einer Stunde und wenigen Minuten.

Durch die Nawa-Mündung auf den finnischen Meerbusen hinausgleitend, genießt man bei erquickender Meeresluft den Anblick lieblicher Ufer, links und rechts den Fernblick auf die Inselfestung Kronstadt, deren nordwestlicher Theil ein Wald von Schiffsmasten umgiebt und deren Borwerke und Batterien gleich riesigen Meerungeheuern aus dem Wasser emporstarren.

Schon vor dem Landungsplatz leuchteten uns glitzernde Springbrunnen und das Kaiserliche Schloß auf waldbewachsenem Hügelrücken entgegen, dahin wir nach der Landung unsere Schritte lenken.

Ueber Berg und Thal breiten sich die Kronen schattenreicher Bäume, die des Schönen an plastischen und hydraulischen Künsten so viel bergen. Gleich zuvorderst rauscht eine Cascade über breite Marmorstufen, umstellt von weißen Statuen, an deren Fuße Fontainen entspringen, deren hohler

*) In Livland der Wendensche Kreis mit Kremon und Treiden und dem Gaiße-Kaln (Licht-Berg) im Kirchspiel Bersohn unweit Bahnstation Stockmannshof. Auch Kokenhusen nebst vielen anderen dürfte genannt werden. Von Gaiße-Kaln, der sich 1000 Fuß (genau 996') über den Meerespiegel erhebt, überblickt man ein weites malerisches Hügelland, mit elf Landseen. Auf der Spitze des Berges die etwas belaubt ist und mit Getreide angebaut wird standen noch vor wenigen Jahren die Ueberreste einer Warte zu meteorologischen Beobachtungen.

Strahl wohl einen Fuß im Durchmesser hält. Kleine Springbrunnen und Wasserglocken gruppiren sich dazu in symmetrischer Ordnung und dann, sich sammelnd, eilt das lebendige Element, der rastlos schäumenden Arbeit ledig, seiner Heimath dem nahen Meere zu.

Im Thale weiterwandelnd frappirt uns förmlich die raffinierte Pracht-Entfaltung vor dem hoch über uns ragenden Schlosse. Hier vereinigen sich Wasser und Erz zu einem lebenathmenden Bilde. In unzähligen Strahlen schießt das Wasser in geraden, schrägen und gebogenen Linien hervor und braust thalabwärts, wo sich das Spiel bis zum Meere fortsetzt, das sich hier vor uns ausdehnt. Zahlreiche Bronze-Statuen blenden im goldenen Schimmer das Auge, und jede stellt in drastischer Positur eine Handlung dar, die durch reißend hervorschießendes Wasser lebend wird und bei gleißendem Sonnenstrahl sich in einen Sprühregen von Demant-Perlen hüllt.

Simberauscht eilen wir weiter, bis wir an eine dritte Cascade gelangen, die der zerklüfteten Scenerie einen düsterromantischen Charakter verleiht. Auf nacktem Fels, in steiler Höhe breitet ein Nar, sich pauschend, seine klastertlangen Schwingen aus gegen drei drachenartige Seeschlangen, die, ihre gefräßigen Leiber gierig emporstreckend, zischend Wasserfluthen dem gähnenden Schlunde entsenden, die sich über breite, schwarze Terrassen thalab wälzen. Bis hinauf zieht sich zu beiden Seiten moosbewachsenes Steingerölle, auf dem erzene Statuen postirt sind, die mit dem Ton des Ganzen harmoniren. Zwei kolossale, groteske Vasen am Fuße dieser Cascade entsenden ihre Brunnen in ziemliche Höhe. En passant bemerkte ich auf dem Rückwege einen schattigen Ruheitz, der aber von Pflanzen, Gräsern, Blüthen und Gewächsen umgeben ist, die künstlich hergestellt sind und bei Oeffnung eines geheimen Ventils einen undurchdringlichen Regen spendent der zufällig auch Jemanden in meinem Weisem überraschte.



Erdenwallen.

Der frühen Jugend Bonnetage,
 Wie seid ihr mir so fern gerückt!
 Es hebt mein Herz in stummer Klage —
 Drängt wehmuthsvoll dahin zurück,
 Wo Nachtigallen-Flötentlänge
 Den Hain mit Liebessehnen füllt;
 Der Wachtel Schlag, im Blüthgepränge,
 Empor zum Abendhimmel quillt;
 Wo mit geheimnißvollem Flüstern
 Der Bach in grünen Ufern rauscht;
 Geschmiegt an Eltern und Geschwistern
 Der Knabe träumend euch gelauscht.
 Dann sog mit tiefen, vollen Zügen
 Der Jüngling Gottes Odem ein.
 Will auf, in hohe Sphären fliegen,
 Und sich des Himmels Kräfte leih'n.
 Die Seele ringt. Mit heißen Zähren
 Streckt er die Arme himelan.
 Will, Geist, mit Geistern nur verkehren
 Und wallen auf der Wolkenbahn
 Doch ach! des Körpers Last und Schwere,
 Sie hält gefesselt seine Kraft
 Im Kampf nach Freiheit, Glück und Ehre
 Verzehrt ihn heiße Leidenschaft.
 Vermessen, wenn nach Joris Strahle,
 Ein Sterblicher die Hände streckt,
 Ihn blendet, wenn vom Göttersaale
 Die Flamme zündend um ihn leckt.
 Belehrt, sucht auf dem Kreis der Erde
 Der Mann ein weites Arbeitsfeld
 Und wirkt, wie ihn die Weisheit lehrte,
 Besonnen als ein freier Held.

Parallele zwischen Karl und Franz Moor.

Aus der Tragödie: „Die Räuber“, von Fr. v. Schiller.

Schiller begann „die Räuber“ 1777 in seinem achtzehnten Lebensjahre, als medicinischer Eleve der Karlschule. Im Knabenalter zur Theologie bestimmt, betrat er seine Laufbahn im genannten Institut als zukünftiger Rechtsgelehrter, ging aber zur Medicin über, sobald der Herzog Karl in seiner gleichnamigen Schule für diese Facultät einen Lehrstuhl creirt hatte.

Auch die Medicin sprach seinen Kunstgenius wenig an; und so versenkte sich Schiller, trotz der strengen Schulordnung in philosophische und schöngeistige Allotria, die seine bildnerische Kraft befruchteten und den Grund zur nachmaligen Größe des Dichters legten.

Die gigantenhafte Kraftgenialität in Shakspears Werken brachte den jugendlichen Geist in wilde Gährung, und es empfindet wohl jeder Leser in den Ungeheuerlichkeiten der Schillerschen Erstlingstragödie diesen Einfluß. Ein äußerer Impuls half endlich aus diesen Elementen Gestalten gebären, wie sie uns in den Räubern entgegentreten. Die drastisch geschilderten Hauptfiguren, Karl und Franz Moor, boten dem Jüngling Gelegenheit, was ihn in seiner Doppelnatur als Poet und Philosoph bewegte, dämonenhaft und in's Extreme getrieben, laut auszusprechen. Der eine repräsentirt den glühenden, thatendurstigen Genius, der andere den speculativen, skeptisch und sophistisch reflectirenden Verstandesmenschen und angehenden Mediciner. Als Schiller die Räuber schrieb, mangelten ihm empirische Beweise für eine sittliche Weltordnung und eine reale Lebensanschauung. Die Bekanntschaft mit dem Leben des Dichters — siehe Gustav Schwab, „Schillers Leben“ — und mit seinen Werken wird vorausgesetzt, nehmen wir die Charaktere, wie sie uns gegeben sind, indem wir dabei das Bild des gefesselten Prometheus vor uns erstehen lassen.

Der Dichter läßt uns die Macht des Wahrspruchs *»quem Deus perdere vult, dementat«* sehr fühlen und leitet mit

trefflichem Instinct die inneren Ursachen her, durch welche die Geister seiner Helden unnachtet wurden. Wir treten in das erlauchte Haus des regierenden Grafen Moor und lernen in dem alten Grafen einen herzensguten, willensschwachen Mann kennen. Wie als Herrscher, so zeigt er sich auch im Hausgewande voll Huld und Güte. So lernen wir in Amalia, der späteren Geliebten seines Erstgeborenen, eine Waise kennen, die seit ihrer Kindheit unter seinem Dache ein freundliches Asyl gefunden. Im Schooße der Familie aufgewachsen, ist Amalia als Geliebte auch doch wieder die Schwester, und dadurch wird uns diese Erscheinung vom Dichter in erkennbare Nähe gerückt. Doch wir gehen einige Jahre zurück. Die Familiengruppe vervollständigen zwei Söhne des Grafen. Karl, der einstige Majoratsherr, ist Liebling des Vaters und der Umgebung, indeß Franz, der jüngere Sohn, durch das Geburtsrecht und karge Ausstattung von der Natur, in den Schatten gestellt wird. Der alte Moor ist gewohnt, seinen Neigungen zwangslos zu folgen und hätschelt seinen Liebling, einen schönen, geweckten Knaben, dessen helles Auge und fröhliches Geplauder das Vaterherz mit stolzer Hoffnung füllt. Auch der jüngere Sohn streckt dem Vater die kleinen Hände entgegen und drängt sich lieblosend heran, doch der „häßliche“ kleine Franz wird zurückgewiesen. Eine solche Zurücksetzung mußte das Kind um so empfindlicher treffen, je unnatürlicher sie war, je mehr Milde der Vater gegen die Umgebung bewies und je weniger es den Grund der Abneigung auch nur ahnen, geschweige an diesem was ändern konnte. Franz konnte als Teufel weder geboren, noch dazu vorgesehen sein; seine Willensfreiheit kann hier nicht in Betracht gezogen werden, — er wurde dazu gemacht. Er muß als Knabe lebhaft und sehr empfänglich gewesen sein, da er es noch als Mann, wo ihn des Daseins Räthsel und die ganze Sinnenwelt mächtig aufwühlen, im hohem Grade war.

Der gutherzige alte Moor leugnete unbedacht die heilige Stimme der Natur, weil der Sohn „garstig und häßlich“ ist. Das schlug der zarten Kindesseele Wunden, die selbst beim Manne nachbluten. Der stete Kampf heterogener Empfindungen, das convulsivische Zucken im Antlitz des Knaben mußte Spuren hinterlassen, die das Garstige noch grasser machten —

und wir sehen einen Teufel oder Narren. Wollen und Empfinden steigern sich mit dem zunehmenden Alter. Unfähig, an sich die Ursache seines Unglücks zu beseitigen, überträgt er seinen Groll auf mittelbare, außer ihm liegende Ursachen, auf die Vorzüge seines Bruders und instinctiv wird ein schroffer Antagonismus zwischen den Brüdern herausgebildet. Die Außenwelt machte schweigen die Sprache der Natur in der Kindesbrust; der Betroffene leugnete diese später überhaupt. So war nun die Seele vergiftet. Franz konnte zwar gut werden aus Erkenntniß, aber nicht aus der Quelle eines lautereren Herzens, unserer ersten Führerin; und zur bewußten, oernünftigen Erkenntniß fehlte die weise Leitung. Das edlere Selbst in Franz ward maltrairt, erstickt; er entschädigte sich für diesen heillosen Schaden durch die Freude am Elend Anderer. Früh an eine äußerst verderbliche, weil begründete, Selbstvertheidigung gewöhnt, wurde schlechthin die Stimme der Selbstanklage in ihm geschwächt, und wo sich diese noch später geltend machen wollte, spottete er sie mit bitterem Hohnlachen hinweg. Er war wirklich jetzt in der Wurzel verdorben, und seine Annäherung mußte schon unangenehm berühren. Das reizte ihn gerade noch mehr. Milde Nachgiebigkeit, freundliches Entgegenkommen hätten ihn vielleicht zu sich gebracht, doch wer wollte sich die Mühe geben, in der gemarterten Seele des Knaben zu lesen.

In's Jünglingsalter getreten, fand der ältere Bruder, wie vorerwähnt, in seiner schwesterlichen Gespielin seine Geliebte; der Jüngere stand vereinsamt! sein Herz war verödet. Karl, hochgesinnt, mit kühnem Adlerblick, zieht in brausender Jugendkraft hinaus ins Leben, indeß Franz in den Grenzen des väterlichen Besizthums bleibt. Frei ist das Feld und mit scheelem Blick giert Franz nach Allem, was der Bruder vor ihm voraus hat. Die Liebe Aller ist bei dem Abwesenden, die Herrschaft muß aber Franz bleiben. Der irrende Verstand schweift suchend nach Entschädigung für die Entbehrungen des Herzens.

An Verstellung gewöhnt, geht der verspottete und eingeschreckte Franz die Schleichwege des Bösen. Die niedrigsten Leidenschaften sind mit dem Manne groß und frei geworden. Wir sehen einen radicalen, hartgesottenen Bösewicht. Doch

übergehen wir die schwarzen Thaten, wie sie die Phantasie des Dichters malt.

Inzwischen hatte Karl eine Akademie bezogen und gerirt sich als vertrauensseliger, excentrischer, flotter Bursch. Er verschleudert kolossale Summen, glänzt durch Geniestreiche und wird in seiner Frivolität durch andere bestärkt. Väterliche Ermahnungen mögen ihn wohl gerührt haben, doch wie konnte eine Stimmung dauernd in dem sorglosen, überschwänglichen Gemüth Platz greifen. Endlich gelingt es den Maschinationen des Bruders, ihm den Succurs von Hause abzuschneiden und ihm den Weg zum Herzen des Vaters zu verlegen. Karl steht da, arm und geächtet. Er hatte dem Vater die schmerzlichste Neue bekannt, doch den Brief hatte Franz unterschlagen und im Namen des Vaters beantwortet. Der Brief des Bruders enthielt eine harte Zurückweisung, die dem chauvinistischen Querkopf die Sinne wirbeln macht, und im unbewachtesten Augenblicke seines Lebens wird er eine leichte Beute ruchloser Eingebung. Er wird Brigantenhauptling.

Mit tiefem Gefühl für das Wohl und Wehe der Menschheit will er jene vom Drucke befreien und der erniedrigten Menschheit aufhelfen. Er fordert himmlische Gerechtigkeit, träumt aber von Glückseligkeit. Bewaffnet mit dem Dolche des Tyrannenmörders, durchzieht er an der Spitze einer wohlorganisirten Räuberbande Stadt und Land. Sein Zorn ver-raucht endlich; und mit Schrecken wird er des Glends gewahr, das durch ihn weit mehr Unschuldige als Schuldige betroffen. So gestaltet, sieht er die geweihte Stätte seiner Kinderjahre wieder. Hier werden alle Irthümer aufgehellt, nachdem er seinen Vater gerettet. Er sieht klar die Ruchlosigkeit seines Bruders und erhält des Vaters Segen, der auch seinem Sohne Franz in der Sterbestunde vergiebt. Die Vorsehung entzieht Franz der Rache des Bruders. Von Gewissensqualen zerfoltert, von Allen verlassen, verfällt er in Wahnsinn und erdroffelt sich selbst, um der irdischen Strafe zu entgehen. Karl erkaufte sich die Freiheit von seinen Schandgesellen durch Aufopferung seiner Geliebten und geht hin, um durch den Tod sein Leben zu sühnen, indem er sich dem irdischen Richter ausliefert und den Preis, der auf seinen Kopf gesetzt ist,

einem Armen zuwendet. Der Dichter läßt hier Karls edlen Charakter durchbrechen, der leider durch die Antecedentien getrübt ist.

Wir sahen zwei Menschen dem Bösen anheimfallen im Streben nach irdischem Glück, geleitet vom Eigenwillen, geblendet von Leidenschaft. Pflicht-Erfüllung und ein strenges moralisches und Rechtsbewußtsein waren ihnen fremd. Karl, verwöhnt, mit starkem Selbstgefühl, war vermögend das Höchste zu vollbringen, wenn er zur Geltung kam; das Gute um seiner selbst willen zu thun, stand auch ihm fern. Franz, dessen Gemüth verdorben, dessen ganze Natur verlogen war, dessen Sein und dessen Zweck nur er selbst war, konnte, von Eigennutz, Selbstsucht und starken, aber niederen Leidenschaften bewegt, nur Böses schaffen, so weit es in seiner Macht stand. Nimmt Ersterer unser Gefühl gefangen, so beschäftigt Letzterer mehr den Verstand. Beide konnten nur eine freie, selbstverantwortliche Thätigkeit dulden. Es mußte die Person bei Ihnen zur Herrschaft und Geltung kommen, lediglich um des ihr innewohnenden Werthes willen, ohne jede Verpflichtung und Verantwortung. Franz strebt nur nach äußeren Glücksgütern, indeß Karl den inneren Zustand der Glückseligkeit als Ideal hinstellt.

Wehklagend wünscht der Räuber Karl seiner Kindheit süße Unschuld wieder, so wie damals begehrt er die Welt zu schauen. In dieser Auffassung ist ein derartiges Streben eine Chimäre, und wir finden uns nach der Erreichung des Ziels, nach dem Genuß des Glücks durch den Schein betrogen. Endlich, wie er Jemanden im Schweiß seines Angesichts sein Tagewerk vollbringen sieht und die Früchte rechtschaffener Arbeit sich ihm vorweisen, ruft er: „Warum kann ich nicht sein wie Jener!“

Er sah die Last, ahnte aber auch zugleich den großen Segen, der gerade in größter Fülle in der physischen Arbeit liegt. Er fühlte, daß im Allgemeinen wohl nur Genügsamkeit und der Erfolg einer heiliggesprochenen Arbeit dem Menschen einen reinen und dauernden Zustand der Zufriedenheit und des glücklichen, heiteren Empfindens gewährt, die ein höherer Wirkungskreis wegen der größeren Schwierigkeit und Verantwortlichkeit nur selten giebt.

Zu dieser Erkenntniß gelangt, war der Menschheit ein tüchtiger und weiser Führer gerettet, sobald sie bei ihm durchschlug. Das Verhängniß ließ es dazu nicht kommen und die Leidenschaft riß ihn weiter ins Verderben. Karl war aufopferungsfähig und that als Räuber auch Vielen wohl, wo es seiner subjectiven Empfindung genügte; ein ihm widerstrebendes Gebot der Pflicht hätte er aber nicht über sich nehmen können, wenn es auch dem Ganzen genützt hätte. Zu thatkräftig und stark im Fühlen, und Wollen, um resignirt zu werden, zu groß um in der Allgemeinheit aufzugehen, wäre er als Feldherr oder Herrscher, wie es im Stücke angedeutet ist, unstreitig zu hoher Bedeutung gelangt. Zu groß angelegt, um sich selbstlos in das eiserne Joch der Pflichterfüllung zu ergeben, hätte er durch Seelenadel und Thatkraft gegläntzt, wenn es ihm glückte, die Pflicht mit seinen angeborenen, an sich guten und edlen Trieben in Einklang zu bringen, der Fall, der bei Schiller selbst eintraf und ihm nach vollendeter Durchgeistigung und Durchbildung eine schöne Harmonie und die nachmalige Bedeutung verlieh. Dieses gilt selbstredend nur, in so fern Schiller von dem Herkommen und der Ordnung überhaupt abwich, eine Apologie für das Verbrechen darf aus einer Untersuchung so wenig gemacht werden, wie aus der Darstellung, die uns die geheimsten Fäden zeigt, aus denen sich die Handlung spinnt.

Die Freiheit, wie sie die Würde und Beschränktheit des Menschen im Allgemeinen gestattet ist, entschieden sehr begrenzt, wenn das Gemeinwohl im Auge behalten werden soll.

Nach Gustav Schwab, der uns als zuverlässiger Gewährsmann gilt, soll vormals die Aufführung der Räuber in Deutschland polizeilich verboten worden sein, wegen vielfachen Unfugs den sie hervorriefen. Die Tendenz des Stückes konnte derartige Maßregel nicht provociren. Es ist aber eine Schattenseite des menschlichen Characters, sich vom bösen Beispiel mitreißen, statt abschrecken zu lassen, insonderheit, wenn bei den Handlungen des Helden eine kühne ritterliche Haltung mitunterläuft. Das Gefährliche liegt auch weniger in der Sprache des Stückes, wohl aber in der Gegenüberstellung des vor der Welt flüchtigen, offenen Verbrechers und dem ruchlosen, geheimen Sünder, dessen Thaten sich dem Auge des

Richters entziehen, trotzdem aber die Greuel des Raubmörders überragen; letzterer dann auch scheinbar das Opfer der Intrigue des andern ist. So trifft auch den einen der Fluch der Gesellschaft und des Schicksals Zorn, da er mit Besonnenheit, und überlegter Absicht handelt, während die Handlung des an sich edlen, doch von Leidenschaft blinden Jünglings vor den Repräsentanten der höchsten Gerechtigkeit gezogen wird. Das edelste Empfinden verurtheilt Franz, doch Karl wird von der den höchsten menschlichen Interessen dienenden unter dem Gebote einer harten Pflicht stehenden Obrigkeit gerichtet. Durch das Höherstellen der Gerechtigkeit und Pflichterfüllung als einen kategorischen Imperativ, dem sich der Mensch eben gar nicht entziehen kann, wird das humane Gefühl gerettet.

Der Räuberhauptmann, als solcher in bestechender Weise idealisirt, appellirt für sich an das menschliche Herz. Man trauert um den Verlust eines vortrefflich angelegten aber verirrten Menschen, trotzdem richtet auch der Dichter die ruchlosen Thaten dieses.

Die Sensation, die das Werk ehemals hervorrief, lag zum größten Theil in der Stimmung der Gesellschaft und etwa in einigen localen Färbungen. Schiller war im gereiften Mannesalter, durchaus nicht erbaut von dem ersten Kraterausbruch seines Flammengeistes, und zum Freiheitshelden und Weltverbesserer tauchte ihm Karl Moor ganz und gar nicht. Raphael Mengs definirt sehr richtig die Schönheit als Versinnlichung der sittlichen und geistigen Vollkommenheit, da ist es wohl begreiflich, daß Schiller, der dem Schönheits-Ideal nachstrebte, dieser Tragödie ungerne erwähnte. Es hat denn auch der Dichter über den Anfruhr der blinden Masse, die stets Sittlichkeit Ordnung und Menschlichkeit verletzt, häufig den Stab gebrochen.

Er hatte erkannt, daß selbst einem hervorragenden Einzelwesen wohl ausnahmsweise und unter Vorbehalt Einiges mehr gestattet werden konnte, was niemals eine allgemeine Giltigkeit bekommen durfte und daß nur strenges Recht und Ordnung allein vermögend sind, das Wohl der Gesamtheit zu erhalten.

Zeitgenossen Schillers sagen, daß der Dichter den Kampf des schöpferischen Genies gegen die Convenienzen hat darstellen

wollen und so hören auch wir nach Verlauf eines Säculums in dieser Erstlingstragödie nur den Aufschrei des eingengten Genies. Es gelang ihm glücklich die Fesseln zu sprengen und wir sehen ihn, gleich dem freigewordenen Pegasus, sich zum Sonnenfluge erheben.

